

7. Sekundärliteratur

Christian Friedrich Schwartz der deutsche Missionar in Südindien.

Pearson, Hugh

Basel, 1846

Sechstes Kapitel.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

trenen und eifrigen Arbeiter am Werke Christi nennt, in Indien an, und wurde dem alternden Missionar Guttemann zu Cuddalore als Mitgehülfe beigeſellt. In einem Briefe, den Schwarz um dieſe Zeit an die engliſche Geſellſchaft ſchrieb, mit welcher er nun in engere Berufsverhältniſſe getreten war, drückt er ſeine dankbaren Empfindungen gegen Gott darüber aus, daß er es der Geſellſchaft ins Herz gab, ſich der armen Hindus in Indien in größerem Umfang anzunehmen, und dankt derſelben dafür, daß ſie ihn zu ihrem Miſſionar erwählt habe; indem er mit dem betenden Wunſche ſchließt, daß Gott ihm Kraft ſchenken wolle, die Pflichten ſeines Berufs zur Ehre ſeines heiligen Namens zu erfüllen. In welch' erfreulichem Umfange dieſe fromme Hoffnung ſeines Herzens in Erfüllung ging, wird aus dem fernern Gang ſeiner Lebensgeſchichte ſich kund thun.

S e c h s t e s K a p i t e l .

Die erſten geringen Anfänge des Miſſionars Schwarz auf ſeinem neuen Poſten zu Tritſchinopoli. Aufrichtung einer Kirche und mehrerer Schulen daſelbſt. Krieg zwiſchen Hyder-Ali und den indiſchen Fürſten der ſüdlichen Halbinſel. Schwarzens Beſuch zu Tranquebar. Briefe deſſelben an einige ſeiner Freunde in Europa. Zuſtand des Landes Tanjore um dieſe Zeit. Die Hoffnung deſſel. Schwarz für die allgemeine Verbreitung des Chriſtenthums in Indien. Schluß ſeines Tagebuchs vom Jahr 1768. (Jahr 1766—1768.)

Aus dem Zeitraume von den erſten dürftigen Anfängen der Niederlaſſung deſſeligen Schwarz zu Tritſchinopoli, ſo wie über ſein Verhalten unter denſelben beſitzen wir eine in hohem Grade anziehende und glaubwürdige Schilderung in dem Briefe eines Mannes,

der in jenen Tagen in seiner Nähe wohnte, und Gelegenheit hatte, mit der äußern Lage dieses trefflichen Missionärs sowohl, als mit dem stillen Verläugnungs-sinne, den er in derselben übte, sich genau bekannt zu machen. Dieser Mann war Herr William Chambers, ein Bruder des damaligen Oberjustizpräsidenten Sir Robert Chambers von Bengalen, welcher zu Madras, und später in Bengalen, ansehnliche Handelsgeschäfte trieb, und sich durch seine gründliche Bekanntschaft mit der Litteratur und den Sprachen des Orientes sowohl, als durch seinen christlichen Sinn, und seine fromme Thätigkeit, in der frühern Geschichte der Kirche Christi in Indien unvergesslich gemacht hat. Herr William Chambers war mehrere Jahre hindurch korrespondirendes Mitglied der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis gewesen, und hatte zu jeder Zeit an der Verbreitung des Christenthums in Indien thätigen Antheil genommen, wofür seine Uebersetzung des Evangeliums Matthäi in die persische Sprache, so wie seine kräftige Dienstleistung bei der Erbauung der Missionskirche zu Calcutta ein unvergängliches Zeugnis in sich schlossen. Den Brief, aus welchem hier einige Auszüge gegeben werden sollen, scheint Herr Chambers gegen das Ende seines Lebens geschrieben zu haben, wobei er zugleich die Absicht zu erkennen gibt, umständlichere Nachrichten über den Charakter und die Arbeiten des Missionärs Schwarz zu sammeln. Leider scheint sein früher Tod, welcher das Werk Christi in Indien eines einflussreichen Beförderers beraubte, die Ausführung seines Planes gehindert zu haben. Wie kurz nun auch dieses hinterlassene Schreiben ist, so ist es doch in hohem Grade anziehend, weil es aus der Feder eines Mannes, welcher viele Jahre hindurch in vertrauter Bekanntschaft mit Schwarz lebte, und der vollkommen dazu geeignet war, die Züge seines Charakters und die Natur seiner Arbeiten zu würdigen, eine bezeichnende Schilderung dieses edlen Mannes in

sich faßt, in welcher er die schlichte Lebensweise, so wie die stillen Erfahrungen desselben in einem wahrhaftigen Bilde uns darstellt. Der Inhalt dieses Schreibens ist folgender:

„Sie wünschen, mein theurer Freund, daß ich Ihnen einige Nachrichten von Herrn Schwarz und seinen evangelischen Arbeiten auf der Küste Coromandel geben soll. Ich befriedige gerne Ihren Wunsch, obgleich ich tief fühle, wie wenig ich dazu geeignet bin, die Lebensstellung eines solchen Mannes auf eine Weise zu zeichnen, wie sie dargestellt zu werden verdient.

„Im Jahr 1767 machte ich von Madras aus eine Reise nach Tritschinopoli, wo damals Herr Schwarz wohnte, und wo ich zum erstenmal Gelegenheit fand, seine Bekanntschaft zu machen. Der Zweck meiner Reise war, die tamulische und persische Sprache zu erlernen; und da er die erstere gründlich verstand, und mit der Erlernung der letztern sich gerade beschäftigte, so war es mir sehr angelegen, während meines Aufenthaltes daselbst, welcher zwei Jahre dauerte, seinen Umgang zu genießen. Ich muß es dabei bekennen, daß ich während dieser Zeit mehr für seinen persönlichen Charakter, als für seine Berufsarbeiten mich interessirte, und aus Mangel an Bekanntschaft mit der Volkssprache auch nicht viel Gelegenheit hatte, über den Umfang der Wirkungen seiner menschenfreundlichen Arbeiten genauere Zeugnisse einzuziehen; ich schreibe ihnen eben darum nur das, was ich selbst gesehen und erfahren habe, und ich will versuchen, dies auf die einfachste und schmuckloseste Weise zu thun. Oft hatte ich, noch ehe ich nach Tritschinopoli kam, Herrn Schwarz als einen Mann nennen gehört, welcher mit viel Frömmigkeit und großem Eifer eine gründliche Bekanntschaft mit den Landessprachen verbindet. Da mir aber Nachrichten dieser Art meist nur von solchen gegeben wurden, welche die Vorzüge eines religiösen Charakters

durch das trübe Glas der herrschenden Vorurtheile anzusehen pflegen, so waren meine Vorstellungen von ihm sehr unvollkommen; und weil ich selbst damals noch keine bessere Regel des Urtheilens kannte, so mischte sich bei mir das Vorurtheil finstern Trübsinnes und übertriebener Strenge in Alles, was ich von Andern zu seinem Lob gehört hatte. Allein schon der erste Anblick dieses Mannes nöthigte mich, diese vorgefaßten Ansichten von ihm aufzugeben. Zwar war sein Anzug ziemlich abgetragen, und ganz nach altmodischem Zuschnitt; aber in seinem ganzen Wesen fand ich gerade das Gegentheil dessen, was man finster und zurückstoßend an einem Menschen nennt. Stellen sie sich einen wohlgewachsenen Mann, von etwas mehr als mittlerer Größe vor, dessen körperliche Haltung aufrecht und kunstlos ist, von ziemlich dunkler, obgleich gesunder Gesichtsfarbe, mit schwarzen, gekräuselten Haaren, und kraftvoll männlichem Blick, aus welchem ungeheuchelte Bescheidenheit, Geradheit und Wohlwollen fühlbar hervorstrahlt: und sie haben eine Vorstellung von dem Eindruck, den Schwarz schon beim ersten Anblick auf das Gemüth des Fremdlings zu machen pflegt. Ich hatte das Glück, während meines langen Aufenthaltes zu Tritschinopoli mit diesem wackern Manne genauer bekannt zu werden, und manche Einzelheiten aus der Geschichte seines verfloßenen Lebens von demselben zu erfahren.

„Sein erster Aufenthalt in Indien war im dänischen Missionshause zu Tranquebar, wo er von der tamilischen Sprache, die in allen von dem Nabob von Arcot beherrschten Ländern allgemein gesprochen wird, eine gründliche Kenntniß sich erwarb. Das alte, geistreiche und wohlhabende Volk der Tamulen, welche ihre vaterländische Litteratur sorgfältig pflegten, und schon in den Tagen einer frühen Vorzeit durch Kunstfertigkeiten des bürgerlichen Lebens sich auszeichneten, befindet sich im Besitze einer sehr wortreichen Sprache,

deren Laute indes für die Zunge eines Europäers gar schwer auszudrücken sind. Um den Verkehr mit diesem Volke so vortheilhaft wie möglich zu machen, hielt es Herr Schwarz für nöthig, ihr eigenthümliches Religions-system, so wie ihre ganze Litteratur gründlich zu studieren; und nachdem er sich eine zureichende Bekanntschaft mit ihrer Sprache erworben hatte, so beschäftigte er sich fünf Jahre lang damit, die mythologischen Schriften dieses Volkes genau zu erforschen. Freilich war diese Aufgabe für sein frommes Gemüth schwer und aufopferungsvoll; aber er erndete hievon den großen Gewinn, daß er durch Anspielungen auf ihre Lieblingsbücher und Geschichten zu jeder Zeit die Aufmerksamkeit der Malabaren zu fesseln weiß, und weislich den Inhalt dieser Schriften für die Sache seines Missionsberufes zu benutzen versteht. Auch lernte er zu Tranquebar die portugiesische Sprache, besonders diejenige Mundart derselben, welche unter den in Indien gebornen Portugiesen üblich ist. Große Schaaren derselben trafen die Missionarien in Indien an jeder Stelle an, wo sie sich niederließen; und diese Leute waren in der Regel geneigt, den protestantischen Glauben anzunehmen; oder wenn sie schon früher zum Christenthum sich bekannten, so lag es ihnen sehr an, für sich und ihre Kinder in der Erkenntniß des Christenthums gefördert zu werden. Weil nun die Missionarien sich gedrungen fühlten, Seelen zu suchen, wo sie dieselben immer fanden, so entschlossen sie sich freiwillig, neben der malabarischen (tamulischen) Sprache, auch die portugiesische zu erlernen, und auch in dieser Sprache Unterricht zu ertheilen.

„Allein bald fand Herr Schwarz seine Wirkungskreise zu Tranquebar für sein weites Herz zu enge, und er erhielt die Gestattung, zu Tritschinopoli, wo das Evangelium bis jetzt kaum im schnellen Vorübergehen verkündigt worden war, eine protestantische Missionsstelle aufzurichten. Abgeschnitten von jedem andern
Umgang

Umgang fand er sich doch glücklich im mündlichen und schriftlichen Verkehre mit einem andern jungen Missionar, Namens Dame, welcher zu Tanjore sich niedergelassen hatte, und ebenso hingebungsvoll und eifrig wie er selbst im Dienste seines göttlichen Meisters war. Derselbe Geist, und Sinn und Beruf knüpfte zwischen beiden das engste Band vertrauter Christenfreundschaft, das Edelste und Genußreichste, das es auf der Erde gibt. Ihre Gebete und ihre Arbeiten waren wie ihre Herzen in derselben himmlischen und glorreichen Sache vereint, für welche beide schon früher jeden zeitlichen Gewinn aufgeopfert hatten. Allein der fromme Schwarz genoss nicht lange die Süßigkeiten dieses Umganges, denn plötzlich wurde er gerufen, seinen Freund zu besuchen; er eilte nun nach Tanjore, und fand ihn todt auf seinem Sterbelager. Zu Tritschinopoli wußte Herr Schwarz mit sehr geringen Mitteln große Dinge auszurichten. Sein ganzes Einkommen bestand in zehn Pagoden monatlich, und demnach jährlich beiläufig in 600 Gulden *); und andere Mittel standen ihm nicht zu Gebot, um die neue Niederlassung daselbst zu begründen. Dabei muß ich bemerken, daß, obgleich der laufende Wechselwerth der obengenannten 120 Pagoden jährlichen Einkommens auf obige Summe sich beläuft, sie doch in Indien kaum auf die Hälfte des Werthes angeschlagen werden kann. Lassen Sie uns nun sehen, wie er mit diesem schmalen Einkommen zu Rathe ging. Von dem brittischen Platzkommandanten erhielt er in einem alten Hindugebäude ein Kämmchen zur Wohnung, das gerade groß genug war, um sein Bett und ihn selbst aufzunehmen, und in welchem nur Wenige aufrecht stehen konnten. Mit dieser Wohnstätte war der Mann wohl zufrieden. Ein Teller voll nach Landesitte

*) Pagode ist eine ostindische Geldmünze an Gold oder Silber, deren Werth etwa fl. 4-12^{1/2} in deutschem Gelde beträgt.

geschwellten Reifes und ein wenig Gemüse dazu stand täglich auf seiner Tafel, an welcher er sich mit heiterem Gesicht niedersetzte; und ein Stück schwarz gefärbten Baumwollenzugs, nach Landesart fabrizirt und zugeschnitten, reichte zu, um ihm das ganze Jahr hindurch seine körperliche Bedeckung zu verschaffen. Auf diesem Wege aller Sorgen fürs Irdische enthoben, war seine Sorge einzig dahin gerichtet, das Werk eines Evangelisten zu thun; er war unermüdet, sowohl in der Stadt als auf den umliegenden Dörfern das Evangelium den Eingebornen zu verkündigen, und es währte nicht lange, so sammelte sich eine Gemeinde bekehrter Hindus um ihn her. Unter diesen befanden sich drei bis vier, welche bald von ihm zu Gehülfen seines Werkes herangebildet wurden. Diese hatte er nun als seine Catechisten täglich an seiner Tafel, und er that, was er konnte, um ihren Lebensunterhalt aus seinem eigenen kleinen Einkommen zu bestreiten.

„Aber dieß waren nicht seine einzigen Arbeiten zu Tritschinopoli; er fand in dieser Stadt eine große englische Garnison, welche ohne Feldprediger, und demnach auch ohne allen Religionsunterricht und religiöse Erbauung unter den gefährvollsten Verführungen mitten im Heidenlande wohnte. Auch diesen suchte er nun auf jegliche Weise am Evangelio zu dienen. Die Menschenfreundlichkeit seines Herzens, so wie die kunstlose Einfachheit seines ganzen Benehmens verschafften ihm bald unter den Soldaten eine willkommene Aufnahme, die er zuerst als Mittel benützte, die englische Sprache zu erlernen, mit welcher er bei seiner ersten Ankunft noch ganz unbekannt gewesen war. Kaum hatte er auch nur einige Kenntniß dieser Sprache sich erworben, so fing er zuerst an, der Garnison an den Sonntagen die gottesdienstlichen Gebete ihrer Kirche, und eine gehaltvolle Predigt aus einer der besten Predigtsammlungen der englischen Kirche vorzulesen. Es währte nicht lange, so sprach er selbst ihre Sprache fließend, und jetzt fing

er an, eigene Predigten ihnen vorzutragen, was er, wie ich höre, heute noch fortsetzt, und wobei er die gespannteste Aufmerksamkeit seiner Zuhörer an sich zu fesseln vermag.

„Wer die gewöhnliche Denk- und Lebensweise der brittischen Truppen in Indien kennt, der muß darüber staunen, wie es diesem Manne gelingen konnte, die ganze Garnison für die Predigt des Evangeliums zu gewinnen. Anfangs vermochte er sie dahin zu bringen, in einem alten Hindugebäude zum Gottesdienst zusammen zu kommen; aber bald faßte das Truppenkorps den Beschluß, von ihrer täglichen Löhnung etwas zu ersparen, um eine Kirche für den Gottesdienst aufzurichten. Die Geldsumme, welche von den Soldaten zusammengebracht wurde, hätte freilich jeder andere Bauunternehmer für die Aufrichtung eines solchen Gebäudes lange für unzureichend gefunden; aber Schwarz wußte damit so trefflich hauszuhalten, und bei der genauen Kenntniß der Einwohner und der äußerlichen Umstände, welche ihm zu Gebote stand, die Baumaterialien und den Arbeitslohn so wohlfeil zu erhalten, daß ein sehr schönes, hohes und geräumiges Gebäude mit diesem Gelde aufgerichtet werden konnte.“ —

Es ist sehr zu bedauern, daß dieses anziehende Schreiben des Herrn Chambers hier plötzlich abbricht. So kurz indeß dieses Bruchstück eines Briefes ist, so faßt es doch eine treue und lebhafte Zeichnung des Charakters und der Arbeiten des sel. Schwarz in sich, und hebt die edeln, auf den Bibelglauben gegründeten Grundsätze, so wie die schlichte, uneigennützig und kräftige Hingebung an das Werk klar hervor, dem er sein Leben gewidmet hatte, und wodurch er auf seiner langen und ehrwürdigen Laufbahn sich in so hohem Grade, und auf eine sich immer gleichbleibende Weise, ausgezeichnet hat. Das Gemälde, welches Herr Chambers von dem Bilde seines ehrwürdigen Freundes im

ersten Anfang seiner Niederlassung zu Tritschinopoli so kunstlos und doch so kräftig gezeichnet hat, sieht sich in allen folgenden Perioden seiner Lebensgeschichte, in allen wesentlichen Theilen, immer aufs Neue ähnlich, Nicht wohl hat irgend ein Mann mit strengerer Folgerichtigkeit und in derselben unveränderlichen Weise des Denkens und des Handelns sein Leben bis ans Ende fortgeführt, wie dies bei Schwarz der Fall gewesen war. „Qualis ab incepto processerit“ (der gleiche, wie er war, als er in seine Laufbahn eintrat), kann mit vollkommenem Recht auf sein ganzes Leben angewendet werden; und das Bild, das sein Freund so treffend entworfen hat, darf nur in seinen wechselnden Lebensverhältnissen und in erweiterten Wirkungskreisen dargestellt werden, um als vollendetes Muster eines christlichen Missionars zu gelten. Die Kirche zu Tritschinopoli, welche der fromme Eifer dieses Knechtes Christi, und die kräftige Beihülfe der englischen Garnison daselbst aufrichtete, soll groß genug gewesen seyn, um 1500—2000 Menschen in sich zu fassen. Auch der Obrist Wood, welcher damals das Commando im Fort führte, hatte thätigen Antheil an diesem heilsamen Werke genommen. Mit diesem ausgezeichneten Offizier lebte Schwarz in zutraulicher Bekanntschaft, und hier wurde der Grund gelegt zu der christlichen Freundschaft, von welcher die spätere Lebensgeschichte dieses Mannes manche interessante Proben darstellt. Neben der Kirche, welche am 18. Mai 1766 feierlich eingeweiht wurde, richtete Schwarz noch ein Wohnhaus für die Missionarien, und späterhin eine englische und tamilische Schule auf. Hierzu verwendete er freiwillig und freudig seinen Jahrsgehalt von 100 Pfund Sterling (1200 Gulden), welchen die Regierung zu Madras, ohne irgend ein Gesuch von seiner Seite, ihm als Caplan der Garnison angeboten hatte; so wie er auch nach Vollendung dieser Gebäulichkeiten einen großen

Theil dieses jährlichen Einkommens dem Besten seiner dortigen Gemeinde hinzugeben pflegte.

Indeß war die dänische Mission zu Tranquebar durch den Hingang zweier ihrer ältern Missionarien in großes Gedränge gekommen; und wie fruchtbar auch der Wirkungskreis war, in welchem sich Schwarz zu Tritschinopoli befand, so hielt er es doch für seine Pflicht, den Missionsfreunden in Dänemark seine Bereitwilligkeit auszudrücken, nach Tranquebar zurückzukehren, um das Missionswerk daselbst nicht länger hilflos zu lassen. Indeß waren von Professor Franke in Halle zwei neue Missionsgehülften vorgeschlagen worden, und so sah sich Schwarz durch Gottes gnädige Fügung seines hülfreichen Anerbietens entledigt, und konnte jetzt mit desto größerer Seelenruhe seine heilsamen Arbeiten zu Tritschinopoli fortsetzen.

Der Friede, welcher in den südlichen Theilen der Halbinsel einige Jahre hindurch stattgefunden hatte, wurde im Jahr 1767 durch die ehrgeizigen Eroberungspläne des berühmten Hyder Ali aufs Neue gestört. Dieser seltene Mann hatte sich theils durch sein kühnes Soldatentalent, theils durch mannigfaltige Hinterlist aus dem dunkeln Privatleben zum Regenten über das Reich Mysore emporgeschwungen, und ging nun sichtbar damit um, im Süden Indiens seine Herrschaft auf jeglichem Wege zu erweitern. Der rasche Lauf seiner Eroberungen weckte endlich die mächtigen Gewalthaber der südlichen Länder aus ihrem trägen Schummer auf, und jetzt wurde zwischen dem Fürsten der Mahratten und dem Beherrscher des Deccans, Nizam Ali, ein Bündniß geschlossen, um dem weitem Vorrücken des Eroberers von Mysore Schranken zu setzen; und auch die englische Regierung bot ein Hülfskorps zu diesem Zwecke an. Der Kampf wurde mit der wogenden Staatsklugheit und dem wechselnden Glücke geführt, das die indischen Kriege zu bezeichnen pflegte. Schon im frühen Anfang des Kampfes war es Schwarzens Freund, dem

Obristen Wood gelungen, mit kleinen Streitkräften, das an Zahl weit überlegene Armeekorps des Hyder Ali bei der Festung Mulwagle mit glücklichem Erfolg zurückzutreiben; obgleich er später nicht mehr im Stande war, den eroberten Boden gegen diesen rastlos thätigen und kühnen Widersacher zu bewahren. Im Laufe von zwei Jahren, so lange der Krieg dauerte, fand dieser fromme Missionar vielfache Gelegenheit, durch die leibliche und geistliche Pflege der Kranken und Verwundeten im englischen Lager zu Tritschinopoli christliche Menschenfreundlichkeit zu üben, wovon uns sein Tagebuch vom Jahr 1768 viele einzelne Fälle erzählt.

Im Anfang dieses Jahres verließ er Tritschinopoli, um seine Brüder zu Tranquebar zu besuchen, und, nach seiner bisherigen Gewohnheit, Gelegenheit zu finden, in den verschiedenen Städten und Dörfern, durch welche ihn der Weg führte, nicht nur die zerstreuten Christenhäuflein im Glauben zu stärken, sondern auch unter den heidnischen Einwohnern den Wohlgeruch des Namens Christi auszubreiten. Zu Amal Sawadi beschreibt er eine in edlem Styl gebaute Herberge für Reisende (Kultri), welche die Königin des Landes aufgerichtet hatte, und die unter dem Schatten hoher Bäume in geräumigen Verandahs dem Wanderer eine kühlende Erquickung darbot. An sie war auf eine weite Strecke hin eine Reihe von Hütten aufgebaut, in welchen hundert Braminen mit ihren Familien wohnten, die täglich in der prachtvollen Kultri gespeist wurden. Auch war hier in der Mitte dieser schönen Niederlassung eine neue Pagode aufgerichtet worden. An dieser Stelle verkündigte nun Schwarz dem versammelten Volke, unter welchem sich viele junge Braminen eingefunden hatten, die Majestät des wahren Gottes und des einzigen Mittlers zwischen Gott und den Menschen. Während er das Gleichniß vom verlorenen Sohn erklärte, stand ein Bramine auf, und rief aus, daß er das Bild dieses Verlorenen in sich selbst erblicke. — O, versetzte der

fromme Missionar, daß sich doch Alle aufmachten, und zu ihrem Vater gehen möchten!

Nach vier Tagen der Reise erreichte Schwarz die Stadt Tranquebar, wo er alle seine Brüder in gutem Wohlsseyn antraf. Hier verweilte er nun zehn Tage, die er in voller Arbeit mit der Predigt des Evangeliums in der deutschen, portugiesischen und tamulischen Gemeinde, mit väterlichen Berathungen im Kreise seiner Mitarbeiter und vielen Hausbesuchen zubrachte. Den rührenden Abschied von denselben bezeichnet er in seinem Tagebuch mit folgenden Empfindungen seiner frommen Seele: O, daß doch diese Stätte, welche mit der lautern Offenbarung des seligmachenden Evangeliums von Gott so reichlich gesegnet worden ist, voll Licht und Kraft werden möge, um das ganze Land umher zu erleuchten. Möge Gott nach dem Reichthum seiner Gnade Alle segnen, welche an dieser Stelle pflanzen und begießen, und besonders die Kinder in den Schulen in Seiner Furcht und Erkenntniß aufwachsen lassen, daß viele derselben fruchtttragende Werkzeuge zur Bekehrung ihrer heidnischen Volksgenossen werden mögen!

Auf seinem Rückwege nach Tritschinopoli wurde er nahe bei Kuttalam eines majestätischen Banianenbaumes gewahr, dessen Gürtel 70 Schritte maß, und dessen weithin verbreitete Aeste herrlichen Schatten gewährten. Hier besuchte er die Kaufleute in ihren Buden, und sprach mit ihnen von der Herrlichkeit des höchsten Gottes, vom Sündenfalle, vom Erlöser der Menschen, und dem Weg zur Seligkeit. Sie antworteten: „So steht es freilich in euren Büchern geschrieben, aber wer kann also leben? Wer ist im Stande, seine Begierden auszurotten? Auch wir haben es auf den Palmbältern, aber es ist unmöglich, es zu halten. Auf diesen scheinbaren und selbst unter den Bekennern des Christenthums herrschenden Einwurf antwortete Schwarz damit, daß er auf die Quelle hinwies, aus welcher alle Kraft zum Guten geschöpft werden kann.

Zu Abutura brachte einer der Catechisten, welche ihn begleiteten, ein Häuflein Christen zusammen. Wir setzten uns unter einem Baume nieder, erzählt Schwarz, und viele Heiden hörten aufmerksam der Ermahnung zu, welche über den Weg zur Seligkeit den Christen gegeben wurde. Es sind immer drei Punkte, welche wir in unsern Ermahnungen herauszuheben pflegen, nämlich die wahre Buße zu Gott, das Vertrauen auf den göttlichen Erlöser Jesum Christum und das Leben der Gottseligkeit, welches aus dem wahren Glauben entspringt. Nicht ein einziger Heide machte die geringste Störung, vielmehr waren sie alle aufmerksam und stille. Am Schlusse redete ich auch sie besonders an, und ermahnte sie, die seligmachende Lehre des Evangeliums anzunehmen.

Zu Combaconum, wo, wie Schwarz bemerkt, über 200 Pagoden sich befinden, machte gerade das Volk Zurüstungen, um vor dem großen Tempel daselbst das monatliche Fest zu feiern. In den Ländern des südlichen Indiens befinden sich nämlich, in weiter Zerstreuung umher, sieben berühmte Göttertempel, zu denen Tausende von Heiden wallfahrten, und einer derselben steht an dieser Stelle. Schwarz ergrimmete in seinem Geiste, als er dieses wilde Treiben des Götzendienstes sah; und mit tiefbewegtem Gemüthe sprach er zum Volke über das thörichte und sündhafte Wesen eines Aberglaubens, von dem sie selbst zusehen müßten, daß sie durch ihn weder erleuchtet, noch gebessert, noch getröstet würden. Hier, so erzählt Schwarz in seinem Reisejournal, hier redeten wir uns ganz müde unter den vielen Heiden, die uns umgaben. Als der Catechiste Sätinaicken ihnen die Warnung unsers Herrn gegen falsche Propheten vorlas, und etwas zur Erklärung hinzufügte, stand ein Brahmine auf und erklärte vor Allen: Es ist die Lust der Augen und des Vergnügens, welche uns hindert, die Wahrheit anzunehmen. Viele andere gaben Zeugniß, daß dies wahr sey. Ueber dieses ehrliche,

aber demüthigende Bekenntniß macht Schwarz die richtige Bemerkung: „der heilige Paulus rechnet die Abgötterei unter die Werke des Fleisches; und die verderbte Menschennatur findet wirklich ihre Nahrung in derselben auf mehr als einem Wege. Bestände sie blos in einem Irrthume des Verstandes, so würde der größere Theil der Heiden den Götzendienst bereits aufgegeben haben; weil aber die Abgötterei ein Werk des Fleisches ist, und das Christenthum die Kreuzigung des Fleisches fordert, so bleiben sie hier stille stehen. Möge die Kraft Gottes durch Jesum Christum aus ihren schändlichen Fesseln sie erlösen!“

Zu Agencottah, wo er mit vielen Muhamedanern und Heiden zu thun hatte, traf er seinen Freund, den Kapitain Berg, welcher ihn nach Tanjore begleitete. Hier, erzählt er, gaben mir die Christen viel zu thun, und ich suchte durch das Andenken an die verdienstlichen Leiden Jesu Christi und die unerschöpflichen Segnungen, welche für uns in denselben liegen, sie zu wahrer Buße, zum Glauben an den Erlöser und zu dankbarer Liebe gegen ihn aufzuwecken. Laß, o Herr Jesu, laß mir nie kommen aus dem Sinn, wie viel es dich gekostet, daß ich erlöst bin.

Im Monat April hatte Schwarz viel mit der Pflege der Kranken und Verwundeten zu thun, welche aus dem englischen Lager nach Tritschinopoli gesendet worden waren. Hier, bemerkt er, traf ich oft liebliche Spuren der erweckenden Gnade an. Ein Soldat sagte mir, er sey seit 32 Jahren im Soldatendienste. Wie lange hast du denn dem Herrn Jesu gedient? fragte ich ihn. Ach, gab er zur Antwort, ich bin noch gar nicht in seinen Dienst getreten. Ein Offizier, schreibt Schwarz in seinem Tagebuche weiter, wurde tödtlich verwundet herbeigebracht, der früher viel Liebe zur Religion gezeigt und mich ersucht hatte, ihn gerade so, wie einen unwissenden Heiden, in den ersten Wahrheiten des Christenthums zu unterrichten, worin er auch wirklich

einen Anfang gemacht hatte, aber durch den Krieg unterbrochen worden war. Er erneuerte jetzt sein großes Verlangen nach Unterricht, und ich besuchte ihn täglich, um ihm die großen Heilswahrheiten des Christenthums klar und wichtig zu machen. Nach wenigen Tagen schien sich seine Wunde etwas zu bessern, er konnte bisweilen frische Luft genießen, und seine Ekstase kehrte zurück. Aber in demselben Maaße, als seine Wiedergenesung scheinbar vorwärts schritt, wurde er wieder kälter gegen die Religion; am Ende mußte ich ihm sagen, ich sehe, das Christenthum ist Ihnen etwas ganz gleichgültiges, und ich fürchte zugleich, daß Sie sich selbst auf gedoppelte Weise betrügen. Ihre Wunde ist jetzt noch eben so tödtlich, wie sie vor vierzehn Tagen war; wenn Sie einmal sehen, daß Sie Ihrem Ende entgegen eilen, so werden Sie darüber erschrecken, daß Sie sich durch leichtsinnige Kameraden sobald von dem, was allein Noth thut, abwendig machen lassen. Dieß ist wahr, versetzte er, Sie haben mir mit der Hoffnung geschmeichelt, ich werde bald wieder hergestellt seyn; aber dem ist nicht also, da meine Wunde tödtlich ist. Von nun an wurde er ernstlicher im Gebet und in Betrachtung des Wortes Gottes. Vor seinem Tode besuchte ich ihn, betete mit ihm, und ermahnte ihn, sich glaubensvoll in die Arme seines Erlösers zu werfen. Das Sprechen wurde ihm schwer; dennoch sagte er: ich hoffe, Gnade zu finden, und so schied er unter den Gebeten der Umstehenden aus dieser Welt.

Ein anderer schmerzlicher Fall dieser Art trug sich nicht lange hernach zu. Ein junger englischer Offizier, der an einer schnellen Auszehrung litt, wurde in sehr geschwächtem Zustande aus dem Lager gebracht. Da ich ihn schon früher kannte, so machte ich ihm, schreibt Schwarz, auf Verlangen seines Vaters, täglich, bisweilen auch zweimal, einen Besuch; wies ihn auf die Erkenntniß seiner Sündenschuld und besonders auf den gekreuzigten Erlöser hin, und bat ihn dringend, auf

das Heil seiner unsterblichen Seele bedacht zu seyn. Er lernte jetzt einsehen, was es heiße, die Quelle des lebendigen Wassers verlassen, und sich in den Lüften des Fleisches herumzuwälzen, durch welche Leib und Seele zu Grunde gerichtet werden. Er betete und weinte. Die Sittenlosigkeit vieler jungen Leute, welche nach Indien kommen, läßt sich gar nicht mit Worten beschreiben. O wie viele derselben werden häufig innerhalb kurzer Zeit in die ernste Ewigkeit hinüber gerafft! Sie kommen in diesem Lande an, um, wie sie zu sagen pflegen, hier ihr Glück zu machen, und stürzen sich häufig in ein frühes Grab unter Umständen, welche überaus schmerzlich sind für das Gefühl des Menschenfreundes.

Es würde zu unnützer Weitschweifigkeit führen, wenn wir aus den Tagebüchern des seligen Schwarz die Unterredungen herausheben wollten, welche er in Städten und Dörfern mit Muhamedanern und Heiden zu führen pflegte; das wichtigste derselben dürfte indeß noch immer genannt zu werden verdienen, um die Missionsweise dieses trefflichen Mannes genauer zu bezeichnen.

Zu Urejur, einem nahe gelegenen Dorfe, war sein Unterricht mit besonderer Begierde aufgenommen worden, so daß er sich veranlaßt sah, eine kleine, mit den Blättern des Palmyrabaumes bedeckte, Hütte daselbst aufzurichten, in welche er von Zeit zu Zeit wanderte, um desto freieren Verkehr mit den Heiden zu haben. Hier fragte er einmal einige Brahminen, was sie glauben und was sie lehren? Der älteste derselben antwortete, wir lehren, daß Gott allgegenwärtig ist, und in allen Dingen angetroffen wird. Dieß ist wahr, sagte ich, Gott ist überall gegenwärtig, und jedem seiner Geschöpfe nahe; aber daraus folgt nicht, daß ihr jedes Geschöpf göttlich verehren sollt. Betrachtet ihr den Himmel, die Sonne, den Mond und die Erde als ebensovieler Zeugen der Macht, Weisheit und Güte Gottes,

so thut ihr wohl daran; aber betet ihr das Geschöpf an, so schreibet ihr demselben die Ehre zu, welche Gott allein gebührt, und falltet in die Abgötterei. Ueberdies ist kein Geschöpf vollkommen, sondern nur ein schwaches Bild des allmächtigen Schöpfers. Wie sollte auch ein Gözenbild, das nicht sehen, nicht reden und sich nicht bewegen kann, die Majestät, Größe, Weisheit und Güte des Lebendigen Gottes auf eine genügende Weise darzustellen vermögen? Sie gaben zu, daß dies unmöglich sey. Nun fragte ich einen Brahminen, ob er noch nicht wahrgenommen habe, daß die Welt voll Sünde sey, und daß jeglicher von uns als schuldbeladenes Geschöpf vor Gott erscheine; wie er nun glaube, daß wir zur Vergebung unserer Sünden gelangen können? Durch die Barmherzigkeit Gottes, antwortete er. — Du hast recht, versetzte ich; aber du weißt ja, daß Gott gerecht ist und den Bösen bestraft; wie kann nun ein gerechter Gott gegen so sündhafte Geschöpfe, wie wir sind, so gnädig seyn, daß Er uns alle Schuld vergibt und uns ewig selig macht? Ich erklärte ihnen nun die Lehre von der Erlösung durch Christum, und ermahnte sie dringend, dieselbe anzunehmen.

In einer der Pagoden zu Puttur, so erzählt Missionar Schwarz, wohnt ein gelehrter Pandaram, welcher dem christlichen Unterrichte eben nicht abgeneigt zu seyn scheint. Wir setzten uns auf einer Nasenbank bei einer Straße neben einander nieder, und bald sammelte sich ein Haufen von Einwohnern um uns her. Meine Hauptfrage an dich ist immer wieder diese, sagte der Pandaram, wie soll ich zu der Erkenntniß des Gottes gelangen, den ich nicht sehen kann? — Ich habe es dir schon oft gesagt, antwortete ich, daß der Himmel und die Erde die Ehre Gottes verkündigen. Denke nur aufmerksam über die Werke der Schöpfung nach, so wirst du bald überzeugt werden, daß kein anderes, als ein allmächtiges, allweises und allgütiges Wesen dieselben geschaffen haben kann. Einen solchen Schöpfer

und Herrn sollten wir billig allein und von ganzem Herzen verehren. Aber du gibst diese Ehre dem Geschöpf und nicht dem Schöpfer. — Dieß ist alles gut, versetzte er, aber es befriedigt mich eben nicht; eine solche Art der Erkenntnis ist nicht diejenige, welche ich suche. — Gut, sagte ich, du willst noch eine klarere und vollkommene Erkenntnis von Gott haben. Gott hat sie uns wirklich nach seiner großen Barmherzigkeit gegeben. Er hat sich des unwissenden Menschen erbarmet, und ihm umsonst und aus lauter Gnade sein Wort, das heilige und wahre Gesetz, anvertraut, worin er uns alle Lehren offenbart, deren Erkenntnis nöthig ist, um zur ewigen Seligkeit zu gelangen. Er hat den abgefallenen, verdorbenen und verlorenen Menschen den Heiland der Welt, als den Wiederhersteller einer verschmerzten Seligkeit und als den Weg bekannt gemacht, auf welchem wir zum Besitz derselben gelangen können. In diesem Worte Gottes ist alles aufgezeichnet, was den Menschen heilig und selig machen kann. Lies und betrachte dasselbe mit Gebet zu Gott, so wird es dir klar werden. Vergleiche dasselbe mit deiner heidnischen Religionsweise, so wirst du den hohen Vorzug des göttlichen Wortes bald erkennen lernen. — Dieß ist alles gut, fuhr er fort, aber für mich ist es noch nicht genug; denn selbst wenn ich dieses Buch lese, so kann ich doch noch nicht recht begreifen, was Gott ist. — Gut, sagte ich, Eines fehlt dir noch, und dieß ist die Erfahrung. Lege dein Heidenthum auf die Seite; folge dem Worte Gottes in allen Stücken, und bete zu Gott um Licht und Kraft, dann wirst du bald sagen können: ich war einem Menschen ähnlich, der aus seiner Beschreibung erkennen lernen konnte, was Honig ist; aber jetzt habe ich den Honig selbst geschmeckt, und weiß, was er ist.

Wie sehr es dem seligen Schwarz am Herzen lag, in sich und seinen Brüdern die Grundsätze zu nähren, durch welche sie allein in ihrer verlängnungsvollen Ar-

beit aufrecht erhalten werden können, das geht aus so manchen Spuren seiner Tagebücher deutlich hervor. In einem derselben, vom 2. August 1768, bemerkt er: als ich Vormittags den Unterricht der Kinder geendet hatte, kamen unsere beiden Catechisten zurück, und erzählten mir, was und mit wem sie unter ihren Landsleuten gesprochen hätten, und wie ein junger Mann seine Willigkeit erklärt habe, das Evangelium anzunehmen. Wir fingen jetzt an, zu unserer eigenen Erbauung das erste Kapitel des ersten Briefs Pauli an den Timotheus zu betrachten. Aus Veranlassung des apostolischen Wunsches: „Gnade, Barmherzigkeit und Friede!“ führten wir uns zu Gemüthe, wie ein Lehrer täglich und stündlich dieser dreifachen Frucht der Versöhnung Christi bedarf, und daß nur die gläubige Ergreifung dieser kostbaren Gnade das rechte Mittel ist, ihn zu stärken, und einen freudigen Muth in seine Seele zu pflanzen, nicht nur andern dieses Heil in Christo mit beharrlicher Geduld ans Herz zu legen, sondern auch freudig um Christi willen Leiden zu ertragen.

Unter dem 7. August bemerkt er in seinem Tagebuch folgenden belehrenden Umstand: „Des Nabobs zweiter Sohn, der ein ächter Schüler Muhameds, d. h. zu jeder Grausamkeit aufgelegt ist, hat immer ein scharfes Auge auf das Leben der Europäer; und so oft er etwas an ihnen bemerkt, das nicht recht ist, so gibt er ihm gemeiniglich die bössartige Deutung, als ob Muhameds Glaube den Menschen besser mache als der christliche. Dieser junge Prinz hatte kürzlich eine Unterredung mit einigen Europäern, wobei ich den Dolmetscher machte. Es ist auffallend, sagte er, daß Christen den Tanz, das Kartenspiel und ähnliche Ergötzlichkeiten so sehr lieben, was doch dem wahren Geseze zuwider ist. — Wir halten es für keine Sünde, antwortete einer der Europäer, sondern für ein unschuldiges Vergnügen. — Das ist doch sonderbar, fuhr er fort, daß ihr es nicht für Sünde haltet, eure Zeit

mit solchen Vergnügungen zu vertreiben, da doch selbst die Heiden dieß für Sünde erklären. Unstreitig ist es nicht recht, Vergnügungen dieser Art nachzulaufen, wie sehr ihr auch meinen möget, daß nichts sündliches in denselben ist. Ihr, fuhr der Prinz fort, indem er sich an einen aus der Gesellschaft wandte, Ihr seyd ein Kassier; wenn Ihr nun den Werth einer Münze nicht kennt, so erkundigt ihr euch über denselben; warum prüfet ihr denn solche Dinge nicht? Die Unterlassung solcher Prüfung ist auch Sünde. Ja, wenn ihr nicht wisset, ob es recht oder unrecht sey, und ihr fahret doch fort zu spielen, so ist dieß noch größere Sünde. Ich bin überzeugt, der Padre Schwarz würde es Euch rath herausfagen, daß Ihr damit nicht recht thut, wenn Ihr ihn nur hören wolltet. Der Kassier antwortete: es ist besser, ein wenig zu spielen, als mit allen Sinnen und Gedanken am Goldklumpen zu hängen. — Der junge Nabob bemerkte ihm hierauf treffend, daß wir nicht berechtigt seyen, eine Sünde durch eine andere zu rechtfertigen. — Dieser Muhamedaner ist nicht selten so schlau, daß er während des Gottesdienstes mit einem Europäer ein Gespräch anknüpft, und hinterdrein bemerkt: hätte dieser Mann auch nur die geringste Hochachtung für die Verehrung Gottes, so würde er es mir nicht gestattet haben, daß ich ihn in seiner Andacht unterbrechen dürfte.

Am 15ten dieses, so fährt Missionar Schwarz fort, hatte ich eine Unterhaltung mit diesem jungen Prinzen. Er fragte zuerst: wie man Gott dienen, und zu Ihm beten solle? und tadelte uns, daß wir vor dem Gebet unsere Hände nicht waschen, und unsere Schuhe abnehmen. Ich antwortete, dieß sey nur eine äußerliche Handlung, welche keinen Werth in Gottes Augen habe; in seinem Wort verlange Gott vor Allem ein reines Herz, das jede Sünde haßt, und sich Ihm in Demuth und mit Vertrauen naht; dann können wir gewiß seyn, daß unser Gebet Ihm wohlgefällig sey. Einer der An-

wesenden fragte: von was denn unser Herz gereinigt werden müsse? von eitler Selbstliebe, antwortete ich, von fleischlichen und weltlichen Lüsten, welche nach dem Inhalt des ersten Gebotes die wahre, innere Natur der Abgötterei ausmachen. — Des Nabobs Sohn sagte: Diese innere Reinigung ist sehr gut; aber auch die äußere ist nöthig, denn sie ist Gott wohlgefällig, selbst wenn die innere Reinigung nicht vollkommen wäre. — Nicht also, versetzte ich; eher solltet ihr sagen, Gott gefällt die innere Reinigkeit, wenn auch selbst vor dem Gebet die Hände nicht gewaschen worden seyn sollten.

Am Schlusse einer andern Unterhaltung mit einigen armen Heiden, worin er sie von der Thorheit ihres Götzendienstes zu überzeugen und zu ermuntern versuchte, die beseligende Lehre Christi anzunehmen, läßt er die Goldseligkeit seines Herzens reden, und gibt ein schönes Beispiel von dem liebevollen Ernst, womit ein Missionar immer zu den Heiden reden sollte. „Endlich sagte ich zu ihnen, heißt es in seinem Tagebuch, was ich ihnen oft zu sagen pflege: glaubet ja nicht, als ob ich aus Verachtung gegen euch euer Religionsweise tadelte; nein, ihr seyd meine Brüder; Gott hat mich und Euch erschaffen, und wir sind daher Kinder eines gemeinschaftlichen Vaters. Es schmerzt uns Christen, daß ihr diesen allmächtigen und gnadenreichen Vater verlassen, und euch zu todten Götzen hingewendet habt, welche euch nichts nützen können. Ihr wißt, denn es ist euch oft gesagt worden, daß ein Tag des Gerichtes uns bevorsteht, an welchem wir Rechenschaft geben. Solltet ihr beharrliche Feinde Gottes bleiben, und an jenem Tage mit Schrecken euer Verdammungsurtheil hören müssen, so fürchte ich, Ihr werdet uns Christen anklagen, daß wir euch nicht ernstlich und nicht liebevoll genug gewarnt haben. So schließet denn euer Herz der ruhigen Ueberzeugung auf; Ihr sehet ja, daß wir nichts anderes von Euch verlangen, als daß Ihr euch

euch mit uns zu dem allein wahren Gott wenden, und durch Ihn glücklich werden möget." Sie erklärten alle, von unsern redlichen Gesinnungen überzeugt zu seyn, und daß sie gern weiter darüber mit uns reden wollten.

In einem Briefe an den Dr. Franke vom Okt. dieses Jahres, worin er ihn dringend ersucht, ihm zur Erweiterung seiner Arbeitskreise noch einen zweiten Gehülfen zuzusenden, schreibt er folgendes: „Obgleich ich es weit vorziehen würde, zu Tranquebar zu wohnen, um den Umgang mit meinen theuren Brüdern daselbst zu genießen, so fühle ich doch beim Hinblick auf unsere Gemeinden, daß meine Gegenwart hier noch nöthiger ist. Täglich bedürfen die Catechisten der Aufsichtigung und Erinnerung, wenn sie nicht in Trägheit und Nachlässigkeit zurücksinken sollen. Auch sind die Heiden, so höflich sie immer gegen die Europäer sind, nur allzu geneigt sich gegen unsere armen Nationalgehülfen unfreundlich zu benehmen, so daß sie immer unserer Unterstützung und Aufmunterung bedürfen. In Hinsicht auf mich selbst habe ich Gott zu danken, daß Er bisher meine Schwachheiten getragen und meine Arbeiten gesegnet hat. Das ganze verklossene Jahr hindurch durfte ich einer guten Gesundheit genießen, so daß meine Arbeiten mir leichter wurden, als dies früher der Fall war. Viele Heiden und römische Katholiken haben in diesem Jahre Unterricht empfangen, und sind in die Gemeinde aufgenommen worden. Dabei hat es weder von innen noch von außen an Leiden gefehlt, aber Gott war mein Helfer.“ — Nun bemerkt er, daß viele Europäer, nicht blos unter den Soldaten der Garnison, sondern auch unter den vornehmern Ständen, mächtig zu einem Verlangen nach dem Heil ihrer Seele aufgeweckt worden seyen. Unter andern nennt er einen jungen Mann, der obgleich äußerlich ehrbar und von guten Anlagen, doch von Christo

und dem wahren Werthe des Evangeliums nur wenig wußte. „Er besuchte mich mehrere Abende, erzählt Schwarz, und äußerte gegen mich, das Heil seiner Seele liege ihm jetzt näher am Herzen, als zuvor. Ich bezeugte ihm meine Freude darüber, bemerkte ihm aber, daß er noch auf den sandigen Boden seiner eigenen Gerechtigkeit vertraue, auf dem er weder Ruhe noch Kraft zum Guten finden könne. Er nahm Alles gut auf, was ich ihm sagte, und fing nun an, besser, als zuvor, d. h. mit Gebet sein neues Testament zu lesen. Bald hernach wurde er zu einer lustigen Partie eingeladen, was er ablehnte, und was auch auf andere eine gute Wirkung hatte. Bald lernte er die heilbringende Kraft des Evangeliums an sich selbst erkennen, und wie in ihm eine Kraft Gottes zur Seligkeit für den Menschen liegt, die in bloß moralischen Betrachtungen nicht angetroffen werden kann. Jetzt fing er an, furchtlos hervorzutreten, und auch andern freimüthig zu bekennen, was die Gnade Gottes an seiner Seele gethan hat; und obgleich viele sich daran stießen, daß ein junger Mann so offen über Religion sprechen solle, und ihn darüber scheel ansahen, so nahm er doch mit Freuden sein Kreuz auf sich, und sein Beispiel ist ein Segen für Andere geworden.“ Schwarz schließt seinen Brief mit folgender Erzählung.

„In einem meiner frühern Briefe nannte ich ihnen einen Muhamedaner, der vor nicht langer Zeit einer ehrenvollsten Stellen unter seinem Volke bekleidete. Dieser Mann besitzt eine gründliche Kenntniß der persischen Sprache und spricht dieselbe vortrefflich. Er besuchte mich oft am Abend, gab mir eine vollständige Uebersicht der muhamedanischen Lehren und Gebräuche, und las mit mir die seltensten Bücher, in deren Besitz er sich befand. Auf diese Weise lernte ich persisch reden, und die Lehren des Christenthums in dieser Sprache vortragen. Vor wenigen Monaten wurde dieser arme Mann in seinem eigenen Hause gefänglich eingesezt,

wo er sich noch befindet. Des Nabobs Sohn, ein steifer Muhamedaner, behauptet, er sey darum gefangen genommen worden, weil er seinen Vater beleidigt hätte. Jedermann glaubt indes, es sey deshalb geschehen, weil er mich von Zeit zu Zeit besuchte, und sich in allzugünstigen Worten über das Christenthum ausdrückte. Möge ihm Gott um Christi willen helfen, und den Satan unter unsere Füße treten! Der Herr stärke Sie nach dem inwendigen Menschen, und lasse Sie in den Erbstungen, welche aus dem überschwenglichen Schätze der Versöhnungsgnade fließen, immer neue Ermunterung finden. Möge Ihr Alter wahrhaft gesegnet seyn."

In einem andern Brief vom Oktober 1768, welcher an die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß gerichtet ist, dankt Missionar Schwarz für das Geschenk eines persischen Wörterbuches, und nimmt aus der willkürlichen Gefangennehmung des oben genannten muhamedanischen Statthalters Veranlassung, zu bemerken, wie Vorfälle dieser Art zu Tritschinopoli und Tanjore gar häufig vorkommen. Nun gibt er umständliche Nachrichten über die Regierung des letztgenannten Landes, den unglückseligen Zustand der Unwissenheit und Unterdrückung, in welchem die große Masse des Volkes gehalten wird, sowie von der Menge, dem Wohlstand und dem Einflusse der Brahminen, welche das Land beherrschen. „Der König von Tanjore, bemerkt er, ist nach der Meinung derer, welche den wahren Zustand der Dinge nicht kennen, ein Fürst, welcher mit unumschränkter Macht nach despotischer Willkühr regiert; aber so verhält sich's nicht, denn er ist in Wahrheit eher ein Slave, denn ein König. Selten geht er aus, und oft, wenn er es thun will, sagen ihm die Brahminen, daß, nach dem Rathe der Götter, der Tag nicht günstig dazu sey. Dieß reicht vollkommen hin, um ihn in's Haus einzusperren. Seine Kinder werden in roher Unwissenheit aufgezogen, denn

warum sollte ein Fürst viel lernen? er braucht weder Schreiben noch Rechnen; hat er denn nicht Diener genug dazu? Die Menge seiner Weiber zerstört jeden Keim des häuslichen Friedens. Die erste, welche er heirathet, wird seine rechtmäßige Gemahlin genannt; nimmt er nach und nach mehrere derselben, so wird die Eifersucht unter ihnen die Quelle gefährlicher Zwiste, und die Liebe, welche zwischen Geschwistern Statt finden sollte, ist für immer aus seinem Palaste verbannt. So gewiß ist es, daß der Mensch einen dornigten Pfad betritt, sobald er vom Gesetze Gottes abweicht."

„Als despotischen Herrscher, der immer nur darauf bedacht ist, seine Macht zu erhalten und zu vermehren, plagt ihn unaufhörlich der Dämon des Mißtrauens gegen alle seine Staatsdiener. Er hält es darum für klug und nützlich, sie oft zu demüthigen. Mag auch ein Staatsminister Jahre lang seine Gunst genossen haben, so wird er oft auf einmal gestürzt. Der König läßt sein Haus plündern, was seit meinem hiesigen Aufenthalte nicht selten geschehen ist, und sperrt ihn in seine Wohnung ein. Niemand darf ihn besuchen oder mit ihm reden. Nur allmählig wird von dieser strengen Behandlung nachgelassen. Der abgesetzte Diener, der auf diese Weise in Ungnade gefallen ist, macht nun Jagd auf die Mißgriffe seines Nachfolgers, und sucht ihn in denselben Untergang hinabzuziehen; und so geschieht es öfters, daß er sich wieder zum Wohlwollen des Fürsten emporschwingt."

„Die Truppen, welche dem Rajah von Tanjore gehören, bestehen meist in Reiterei; es sind etwa 6000 Reiter und 2000 Mann zu Fuß. Die Reiterei bekommt vom Fürsten keine Pferde, sondern jeder Soldat muß sich sein eigenes Pferd anschaffen. Wer hundert Reiter sammeln kann, wird zu ihrem Hauptmann erkoren. Diesen Truppen wird jetzt ein Landesdistrikt angewiesen, wo sie von den Gutspächtern Sold beziehen. Geben diese den Soldaten nicht, was sie verlangen, so

wird von denselben Gewalt angewendet. Dessen ungeachtet ist das Land Tanjore einem wohlbewässerten Garten ähnlich. Wie groß auch die Unterdrückung und Ungerechtigkeit seyn mag, so haben doch die Einwohner ein ziemlich gutes Auskommen, und das Land wimmelt von Bevölkerung. Dasselbe wird in Distrikte abgetheilt, und jeder Distrikt verpachtet. Der Pächter ist verpflichtet, wenigstens die Hälfte des Pachtgeldes zum Voraus zu bezahlen; und da er dies gewöhnlich nicht aus eigenen Mitteln thun kann, so entlehnt er das Geld von den eingebornen Kaufleuten oder Europäern zu vierzig und selbst noch zu mehr Prozenten. Selbst die Unterhaltungsmittel seiner Familie werden nicht selten entlehnt, und jetzt muß die ganze Schuld den armen Bewohnern abgepreßt werden. Man kann mit Wahrheit behaupten, daß die armen Volksklassen die stolzen Müßiggänger durch ihre Arbeit reich machen. Ein Landbauer in Tanjore hat gewöhnlich sechzig bis siebenzig Theile von hundert zu geben. Gesezt, er erndtet hundert Büscheln Reis auf seinem Acker, so nimmt der König oder der Pächter im Namen desselben siebenzig davon hinweg; die übrigen dreißig bleiben dem Pflanzler, und davon muß er seine Knechte bezahlen und seine Familie erhalten. Ja, wenn der König Geld braucht, was in Kriegszeiten immer der Fall ist, so nimmt er dem armen Landmanne alles hinweg. Ich selbst war Zeuge, wie der beklagenswerthe Arbeiter in der Ferne den reichen Segen Gottes auf seinen Feldern sehen mußte, während die Leute des Königs die ganze Erndte eingethan haben. Weil nun die Unterdrückung so groß ist, so versuchen es die Einwohner, auf jede mögliche Weise den König zu betrügen. Sie sind gewohnt zu sagen: wenn wir nicht stehlen, so können wir auch nicht leben. Daher läßt sich leicht begreifen, wie durchgängig im ganzen Lande dem Volke an Wahrheit und Gerechtigkeit im Verkehr unter einander wenig oder nichts gelegen ist."

„Unter einer so elenden Regierung wird, wie sich von selbst erwarten läßt, auch die Erziehung der Jugend aufs jämmerlichste vernachlässigt. Nur wenige Kinder lernen Lesen, Schreiben und Rechnen, und dieß ist immer nur bei Knaben der Fall; höchst selten geschieht es, daß ein Vater seiner Tochter irgend ein Mittel des Unterrichtes angedeihen läßt. Lernen auch die Kinder lesen, so geschieht dieß nur aus Büchern, in welchen die fabelhaften Erscheinungen ihrer Götter mit allen Handlungen ihrer schändlichen Ausschweifungen erzählt werden. Wir können nicht besser seyn, denken sie, als unsere Götter selbst sind; diese haben überall Lüge, Unzucht, Ungerechtigkeit und Rachsucht verübt; Handlungen dieser Art mußten demnach nicht Sünde seyn. Auf diese Weise werden die schwachen, sittlichen und religiösen Begriffe, welche sie durch Nachdenken über die Werke der Schöpfung erhalten, größtentheils verdunkelt und unwirksam für das Leben gemacht. In den Tempeln ihrer Götter werden die schändlichsten Laster in Bildern und Gemälden dargestellt, welche das Volk in den Abgrund der Sünde und des Elendes hinabstürzen. Die Wirkungen dieses teuflischen Unterrichtes liegen klar am Tage, denn Leib und Seele wird zerstört. Indes gibt es doch Tausende unter dem Volke, welche den Irrthum ihrer Wege mit Schmerzen erkennen.“

„Die Kinder der Brahminen genießen gemeinlich eine bessere Erziehung; während Tausende derselben in den Göztempeln genährt werden, werden viele von ihnen Landpächter oder bekleiden Stellen bei der Regierung des Königs, oder suchen als Schreiber, Aufseher und Zahlmeister ihr Leben durchzubringen. Die Jugend der Brahminen ist im Durchschnitt ein kräftiges Geschlecht, und sie lernen Sprachen mit viel Fertigkeit, besonders wenn sie hoffen dürfen, Gewinn daraus zu ziehen. Viele englische Herren nehmen Brahminen zu ihren Büchhaltern an, und daher lernen viele

derselben die englische Sprache. Auch mit dem Persischen machen sie sich häufig bekannt, und der Nabob, so wie andere Vornehme gebrauchen sie als Dolmetscher. Jede einträgliche Stelle wird von einem Brahminen besetzt. Es ist auffallend, daß mit sehr wenig Mühe innerhalb der engen Grenzen des Landes Tanjore doch hunderttausend junge, kräftige Brahminen zusammen gebracht werden könnten.*) Mit Ausnahme ihrer täglichen Ceremonien und Waschungen thun sie nichts, sondern leben in Wollust und schönem Müßig gange dahin. Sie besitzen das beste Land und geben wenig oder gar nichts aus. Zudem bringen ihnen die zahlreichen heidnischen Feste reichen Gewinn ein. Ich fragte einen wohlhabenden Brahminen, ob sie wohl auch von ihren großen Einkünften den Armen etwas geben. Nein, gab er zur Antwort, das Volk gibt uns und den Pagoden; aber wir geben nichts. Was demnach da und dort von Reisebeschreibern über die Wohlthätigkeitsliebe der Brahminen gesagt wird, verdient keinen Glauben. Vor wenigen Monaten erklärte mir ein Brahmine geradezu heraus: die Ursachen, warum wir nichts nach eurer Religion fragen, sind Geiz, Stolz und Wollust."

„Mittlerweile, fügt dieser treffliche Mann mit einem prophetischen Hoffnungsblicke auf die künftigen Fortschritte des Christenthums hinzu, mittlerweile werden wir nicht müde; wir wissen, daß Christus verordnet ist, ein Licht der Heiden zu seyn. Er hat Kraft genug, diese dicke Finsterniß des Heidenthums zu zerstreuen; im Vertrauen auf seine allmächtige Hülfe gehen wir fleißig unter die Eingebornen hinein; um ihnen den Weg des Lebens bekannt zu machen, und sie freundlich einzuladen, an der Seligkeit Theil zu nehmen, welche der Erlöser auch für sie erkaufte hat. Die Fortschritte

*) Die ganze Bevölkerung des Landes wird gewöhnlich auf eine Million Seelen angeschlagen.

der Befehrung sind zwar keineswegs so groß, als wir wünschen, indeß ist ja schon die Errettung einer einzigen Seele (und ihrer sind Gottlob! doch Viele!) zureichend, uns zu ermuntern, daß wir nicht müde werden. Wer weiß, zu welchen wichtigen Entzwecken der allweise Gott die großen Ereignisse hinleiten mag, welche in den letzten zwanzig Jahren auf dem Boden Indiens Statt gefunden haben! O daß doch die Europäer in diesem Lande einen lebendigen Sinn für die Verherrlichung Gottes haben möchten! Sollte Gott unter einem Theile der einflußreichen Europäer in diesem Lande eine Veränderung ins Bessere bewirken, welcher ein Segen würde sich nicht über die Völker Indiens ausbreiten. Gar manche heilsame Einrichtungen könnten eingeführt, und Massen von Gränelthaten leicht verhindert werden, und auf diesem Wege allmählig die Schwierigkeiten sich mindern, welche bis jetzt die Eingebornen von der Annahme des Evangeliums zurückgeschreckt haben. Schon gibt es mehrere Engländer hier, welche im Lichte der göttlichen Befehrungsgnade die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Erkenntniß und der Genuß der Menschenfreundlichkeit Gottes besser ist, denn Leben, und demnach auch besser, als übel erworbener Reichthum."

In einem Briefe von gleichem Datum an einen Freund in London äußert sich Missionar Schwarz in Hinsicht auf die eben genannte Schlußbemerkung noch umständlicher, und wir heben hauptsächlich darum diese Stelle heraus, um durch diesen Gegensatz die erfreuliche Besserung zu bezeichnen, welche in der letzten Zeit nach allgemeinem Zugeständniß in dem sittlichen Charakter der Europäer in Indien stattgefunden hat. „Es ist ausnehmend schwer, bemerkt er von der Lage, in welcher wir uns in Indien befinden, ein wahres und vollständiges Bild zu entwerfen, ohne dabei der kläglichen Verworfenheit der Europäer in diesem Lande zu gedenken. Die Angesehenern unter ihnen scheinen keinen

andern Zweck zu kennen, als Reichthümer zusammen zu raffen, und herrlich und in Freuden dahin zu leben. Will es ihnen beim Einsammeln ihrer Schätze nicht bald gelingen, so nehmen sie zu schlechten Mitteln ihre Zuflucht, und die Anwendung derselben verhärtet ihr Gemüth auf eine so klägliche Weise, daß sie vom Worte Gottes nichts hören wollen, und sich häufig in die fürchterlichsten Abgründe des Unglaubens hinabstürzen."

Nachdem Schwarz von sich und seinen Arbeiten im verfloffenen Jahre eine kurze Nachricht gegeben hatte, wie wir sie bereits oben in seinem Schreiben an Dr. Franke gefunden haben, fügt er die Seufzer noch hinzu: „Möge der treue Gott mir, seinem schwachen Geschöpfe, je mehr und mehr Seine mächtige Gnade verleihen, damit ich meine Tage zu Seinem Preise und zum Besten meiner Mitmenschen zubringen möge. O hätte ich nur einen theuern Bruder an meiner Seite, dann könnten Viele besser unterrichtet werden. Indes kennt Gott unsere Noth, und unser Seufzen ist Ihm nicht verborgen. Möge Er sich der armen Heiden erbarmen, und Sein Reich in diesem Lande herrlich hervorbrechen lassen.“ Sein Tagebuch vom Jahr 1768 schließt derselbe mit folgenden Worten: „Der Schluß dieses Jahres ist in Hinsicht auf politische Ereignisse wahrhaft kummervoll gewesen. Die Engländer haben alle Ländergebiete wieder eingebüßt, welche sie dem Hyder Naik entrissen hatten; dieser rückte vor Tritschinopoli, und würde wahrscheinlich die Stadt eingenommen haben, hätte nicht ein drei Tage lang anhaltender Platzregen ihn von ihren Mauern weggetrieben. Gott sey uns gnädig, und fördere selbst Sein Werk! Er lasse Sein Angesicht leuchten über uns, damit die Heiden Seine Wege erkennen, an Ihn glauben, und Ihn als Seine Kinder in Christo Jesu anbeten mögen!“